DER WENGIANER

№ 3. XVII. Jahrgang.

31. Juli 1904.

Vereins-Organ der „Wengia“ Solothurn.

Redaktion:
Ernst Tièche, Chef-Red.
Fritz Wyss, Sub.-Red. I. — *Arthur Hersperger*, Sub.-Red. II.
Wilh. Schlappner, Vertreter der „Alt-Wengia“

Abonnementspreis: Fr. 1. 50 per Semester.
Für die Mitglieder der „Alt-Wengia“ gratis. — Erscheint jeden Monat.

PATRIA! ❀ AMICITIA! ❀ SCIENTIA!

Der „Anzeiger“ und seine lieben Wengianer.

Es hat sich wiederum einmal ein „Anzeiger“-Korrespondent für bemüssigt gefunden, die Wengia bei der Bevölkerung Solothurns in ein schiefes Licht zu stellen und wenn möglich alle ihre Sympathien bei der hiesigen Philisterschaft zu zerstören. Die Bestrebungen, die einzig anerkannte Verbindung an der Kantonsschule zu verleumden, macht dem betreffenden Korrespondenten wirklich alle Ehre. Dass solche Einsendungen im „Anzeiger“ mit Freuden aufgenommen werden, verwundert uns gar nicht mehr, da sich ja dieses Blatt die Aufgabe gestellt zu haben scheint, jedermann anzugreifen und zu verleumden, der nicht die gleichen politischen Ansichten hat oder der ihm sonst aus irgend einem Grund nicht gewogen ist.

Bei der ersten besten Gelegenheit nun schoss der „Anzeiger" gegen uns los. Auf eine kurze Bemerkung im „Solothurner Tagblatt" hin, dass zur Nachtzeit in einzelnen Gassen zu grosser Lärm herrsche, nahm uns sofort so eine kohlrabenschwarze Grösse auf die Hörner und liess im „Anzeiger" eine lange Erklärung vom Stapel, worin sie mit wirklich bewundernswerter Frechheit zu behaupten versuchte, dass die „grünbemützten Studenten" die Bösewichte und Ruhestörer seien. Dieser betreffende Korrespondent heuchelte ganz harmlos die grösste Verwunderung, dass das Rektorat nicht einschreite, wenn die Wengianer ihre „Saufgelage" dreimal in der Woche bis 12 Uhr ausdehnten, und wusste doch ganz gut, dass er damit die grösste Unwahrheit sagte. Dies ist aber durchaus falsch und unrichtig. Wir haben wie alle andern Kantonsschüler das Recht bis 10 Uhr, resp. Samstag bis 11 Uhr in den Wirtschaften zu sein und wenn diese Bestimmung von unserer Seite allzuhäufig überschritten würde, so würde wohl das Rektorat einschreiten und uns die verdiente Strafe zudiktieren. Dies kam aber in der letzten Zeit gar nicht vor, nicht etwa, weil das Rektorat uns besonders gut gewollt hätte, sondern weil wir eben unsere Rechte zwar voll und ganz ausnützten, sie aber nicht überschritten. — Dies hat denn auch ein wohlmeinender Freund der Wengia im „Sol. Tagbl." dargelegt und die übelwollenden Angriffe des „Anzeigers" energisch zurückgewiesen. Der zweite Korrespondent, der ganz abnormaler Weise nicht in den „Anzeiger", sondern ins „Tagblatt" schrieb, hat denn die Uebertreibungen doch gefühlt und sich in Bezug auf seinen Vorgänger insofern *ein wenig* wahrheitsgetreuer gezeigt, dass er das Ende unserer „Saufereien" auf *halb* zwölf Uhr ansetzte. — Dieser zweite Korrespondent, der bekannte

Judengass-„Doktor“ hätte lieber schweigen sollen, denn damit weiss nun die ganze Stadt, wer der akademisch gebildete Herr ist, der mit solchen Worten um sich wirft, wie man sie etwa sammeln könnte, um eine volkstümliche „Anleitung zum Fluchen“ herauszugeben. Wir haben von diesem Herrn wirklich gehofft, dass er wenigstens das allerbescheidenste Anstandsbuch gelesen hätte. Es scheint aber nicht der Fall zu sein!

Damit hoffen wir, dass die ganze unliebsame Affaire beendigt ist, denn der Name Wengia ist uns denn doch zu lieb, als dass er immer durch die Druckerschwärze und das Papier, geschweige durch die Verleumdungen des „Anzeigers“ besudelt werde. Wir aber setzen uns leicht über diese Anfeindungen hinaus:

Ἄνθρωπε, μὴ ἄχθου. **Balz.**

Helgoland.

(Fragment einer Reisebeschreibung.)

Motto: Grönn is det Lunn,
Road is de Kant,
Witt is de Sunn,
Deet is det Woapen
Van't hillige Lunn!

..... Wir aber sassen auf dem Hinterdeck des Schiffes. Der Himmel war regnerisch verschleiert. Die Elbe wälzte ihre gelben Fluten im stundenbreiten Bette langsam hinaus ins Meer. Meine beiden Reisekameraden unterhielten sich mit einem Matrosen über unser Schiff, die „Cobra“, befragten ihn über die Elbe, den Dienst und die Gefahren, die dem Seefahrer warten. Längst war der Kaiser Wilhelm-Kanal, der bei Kiel beginnt und bei Brunsbüttel ausmündet, vorbei, als

ich mit meinen Gedanken allein blieb. Des Stromes Wogen kamen mir heimtückisch vor; es dämmerte in meiner Erinnerung das Schicksal von zwei jungen, hoffnungsvollen Männern aus meiner Vaterstadt auf, die vor wenigen Jahren hier ihren Tod gefunden hatten. Ja, heimtückisch nenn ich den Strom, der sonst so träg, einmal sturmbewegt die warnende Warte der Leuchtschiffe fortreisst, dass die Lotsen trotz aller Kunst und Erfahrenheit das ihnen anvertraute Schiff nicht retten können vor dem Auflaufen an den Sandbänken, heimtückisch, denn den hilflosen Menschen verschlingend, behält er sein Opfer und deckt es zu mit seinen immer trüben Wassern.....

Cuxhafen! — Wenn der lange, schmale Landstrich Neuwerk und dessen Leuchtturm nicht mehr sichtbar sind, dann wird unser Schiff in die offene Nordsee steuern. Am Himmel war die Sonne langsam durchs Gewölk gedrungen. Die weit hinaus getragenen Wasser der Elbe wurden klarer. Wir hatten uns an die Bug des Dampfers begeben. Als dann die dunkelgrünen Wellenkämme unser Schiff schaukelnd hoben, löste sich von meiner Brust ein Druck und meine Seele jubelte:

Sei mir gegrüsst, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüsst zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüssten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglück bekämpfende, Heimat verlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Wie diese Griechen nach der Heimat, so verlangte ich nach dir, nordisches Meer! — Und liebe Freunde, was steht Ihr so stumm? Verspürt Ihr die heilende Luft, wie die Lungen sie gierig saugen? Empfindet Euer Auge die Harmonie der Farben, wie sie sich abtönen

vom Himmel zum silberrandbegrenzten Meer? Habt Ihr diese Sprache des Meeres noch nie gehört, vernommen und geahnt in stolzen Jünglingsträumen? — O, schlügen die Flutgewalten noch höher an die Flanken des Schiffes und spritzten über die Bug, dass es sich bäumte in wilder Lust und mein noch wilderes Herz das Fürchten lernte!

So mag ich lange Zeit vor mich hin geträumt haben. Die vielen Menschen auf dem Schiff waren für mich nicht da, denn erst als dicht hinter mir jemand rief: „Es muss ein Wrack sein!" merkte ich, dass ich nicht allein war. Ich suchte mit den Augen nach den vermuteten Ueberbleibseln eines gesunkenen Schiffes und richtig, in weiter Ferne ragten zwei trostlose Mastspitzen aus dem Wasser. Mich umwendend, wollte ich von meinen Freunden das Fernglas verlangen, allein beide waren verschwunden. Auf der Suche nach ihnen, fand ich den Aargauer mit bleichem Gesicht, über das tiefe Schatten flohen, über Bord lehnen. Ich tröstete ihn damit, dass ich ihm versicherte, er sei nicht der einzige, den die Seekrankheit gepackt habe. Den zweiten traf ich unten in der Kajüte, wie er an seine Lieben zu Hause Postkarten schrieb, sie versichernd, ihm hätte das Meer nichts antun können. Als ich aber näher zusah, hatte er gerade mit matter Hand auf einer Adresse unserer lieben Schweiz den Schimpf angetan, dass er sie tz schrieb. So etwas lässt bei einem Juristen im 4. Semester vermuten, dass er mindestens seekrank ist. Ich schleppte ihn auf Deck und zeigte ihm die schon weit hinter uns liegenden Spitzen des Wrack. Am Horizont tauchte eine ganze Flottille von Fischerbarken auf mit ihren windgeschwellten, weissen Segeln. Wir nahten uns Helgoland! Dicht begannen die Menschen sich an der Bug zusammen zu drängen. Als

aus den immer schärfer werdenden Conturen der Insel sich der Leuchtturm deutlich abhob, brach lauter Jubel aus. Bald erkannte man auch die losgelöste Düne, das vorgelagerte Unterland, das dunkle Rot des Felsens... Da erbrauste der Chor: „Deutschland, Deutschland über alles!“ das Lied Hoffmanns von Fallersleben, das auf Helgoland entstanden war, das einzige, das von diesem Dichter noch fortlebt. Wir Schweizer sangen zwar nicht mit, allein diese patriotische Stimmung imponierte uns. Beschämend gedachte ich einer Schülerreise als Gymnasiasten, da wir am Rütli vorbei fuhren und das schöne Rütlilied, von unserem Professor intoniert, schändlich unterblieb, weil mehrere vorwitzige junge Herren vorzogen, unbeirrt ihren Jass weiter zu klopfen, als sich einer patriotischen Sentimentalität zeihen zu lassen.

Drei Salutschüsse begrüssten die „Cobra“. Als wir geankert hatten, legten die 15 Personen fassenden, von 4 Mann geruderten Boote der Helgoländer am Schiffsrumpf an, um die Passagiere überzusetzen. Der hohe Wellenschlag der eintretenden Flut schien die Fahrzeuge verschlingen zu wollen. Mancher Angstschrei löste sich aus der Brust der Frauen, die sich zagend ihnen anvertraut hatten. Allein die kräftigen Ruderer lächelten still und brachten sie glücklich ans Land. Wohl eine halbe Stunde mochten wir schon dieses Schauspiel genossen haben, als die Reihe an uns kam. Vom Landungssteg bis zum „Konversationshaus“ hatten wir die „Lästeralle“ zu passieren, die von den schon anwesenden Fremden gebildet wird, die ihre Witze über die Ankommenden machen und sich an den seekranken, schwankenden Ankömmlingen herzlos weiden.

Nun hiess es die Gründe abwägen, ob wir im Ober-

land, d. h. auf dem Plateau des Felsens, oder auf dem Unterland Quartier nehmen wollten. Die Wage neigte sich zu Gunsten des Oberlandes. — Durch die saubere, von kleinen Hotels und Muschelläden gebildete Strasse gelangten wir zu der berühmten Treppe, die am roten steilen Felsen sich anlehnend, im Zickzack hinauf ins Oberland führt. Meine Kameraden hatten nichts Eiligeres zu tun als die Tritte zu zählen, und als sie oben waren, darüber zu streiten, wie viele es seien. Ich benutzte die Gelegenheit und suchte nach einem ideal gelegenen Absteigequartier. Eigenmächtig entschied ich als solches die am „Falm" gelegene Stadt London. Der Falm ist die Strasse, die am Kant des Felsens sanft ansteigend hinläuft und durch eine breite Steinbrüstung gegen das Meer hin abgeschlossen wird. Von den Zimmern des ersten Stockes hat man eine herrliche Aussicht auf das Unterland, den Hafen, die Düne und den freien Ausblick nach Osten auf das Meer.

Allmälich stellte ein mächtiger Hunger sich ein. Wir stiegen von unserer hohen Warte hinab ins Unterland, um ihn dort zu stillen. Unterdessen war ein zweites Schiff von Hamburg angekommen, das unter anderm auch zwei uns von Leipzig her bekannte Schweizer mitbrachte, die nun ratlos in den Strassen herumstanden. Nachdem wir sie bewegt hatten, selbigen Tages nicht wieder zurückzureisen, wie es in ihrem Plane stand, wiesen wir sie zu unserem Wirt. —

Als der Abend kam, hatten wir schon die meisten Geheimnisse und Schönheiten der Insel entdeckt: die schlanken Helgoländerinnen im Muschelladen, die kokette Hamburgerin im Konversationshaus, die Kanonen der Befestigungen, die alten und originellsten Schiffer am Strande. Wir wollten aber nicht nur entdecken, sondern auch geniessen.

Zwei dieser Fischer, alterfahrene Lotsen, kamen mir so bekannt vor, dass ich geschworen hätte, sie schon gesehen zu haben, wenn Helgoländer auch auf dem Genfer- oder Vierwaldstättersee lotsen würden. Bald hätte ich sie auf Solothurnerdeutsch angesprochen, als mir klar wurde, dass der eine der ausgesprochene Kantonsrat Rumpel war, der andere dem Jonas aus dem Wasseramt wie ein Tropf Wasser dem andern glich. Die beiden waren hingegen nicht so gesprächig wie ihre volkstümlichen Doppelgänger. Wenn ich also etwas über sie erfahren wollte, musste ich mich nach jemand anderem umsehen. Ein Marineartillerist der Festung hatte mir dann anvertraut, dass beide die grössten Politiker Helgolands seien, der Pseudo-Rumpel der gewandteste Redner in der Landesvorsteherschaft, der andere das erste Finanzgenie. So viel ich mich aus den Kantonsratsverhandlungen erinnern kann, kommen diese staatsmännischen Eigenschaften auch unsern beiden Volksvertretern zu. Aber — jetzt kommt das aber — die beiden Helgoländer sind sich spinnefeind, was man von Herrn Rumpel und Jonas vom Wasseramt nicht behaupten könnte; die beiden Insulaner treiben ferner nicht, was sich bei der Zugehörigkeit zu Preussen auch denken liess, eine Politik, die sich analog zur solothurnischen nennen könnte: Helgoländische Volkspartei-Politik! — — —

Blutig rot senkte sich die Abendsonne ins kalte Nordmeer. Wir standen auf dem „Nathurn", der Nordspitze der Insel und staunten dieses Schauspiel an.

„Ja, das isch rächt schön; aber wenn igs mit mene Sunneuntergang bi üs dä heim i dä Bärge vergliche, so isch's halt doch no nüt dergäge."

„Das isch nur ä Meinig," kam auf diese Worte als Antwort.

Natürlich wandten wir uns erstaunt nach den Sprechern um, und stellten uns ohne weiteres als Landsleute vor; neben den beiden meldeten sich noch drei andere zum patriotischen Grusse. Es waren Schweizer, die an der technischen Hochschule zu Charlottenburg studierten. Der Stimmung wurde mit dem Liede: O mein Heimatland, Ausdruck gegeben. Wie warm und ungeahnt tief klangen da die Worte:

„Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah. —

Die Schweizerkolonie auf Helgoland beschloss, nach dem Nachtessen in einem **Ballsaal,** der heute eingeweiht werden sollte, sich zu treffen.

— — — — — — — — — — — —

Vor unserem Gasthaus auf die Brüstung des Falm gelehnt, starrte ich hinaus in die sternlose Nacht. Es war mir im Trubel des Tanzes zu warm' geworden. Ich musste allein sein. —

Der salzigfrische Wind umfächelte meine heisse Stirne. Geheimnisvoll rauschte das nächtliche Meer, als wollt es mich locken vom Felsenkant niederzusteigen an seinen Strand, damit es mir uralte Sagen und nie gehörte Märchen erzählen könnte. Es lockte vergeblich. Ich hatte selber ein Märchen erlebt. Noch klang mir eine andere Stimme im Ohr, Circengesang! —

Sie hatte so lustig geplaudert, gelacht, hatte so elfenleicht und anmutig getanzt, das schöne Kapitäns Töchterlein. Es wollte mir nicht aus dem Sinn! Sie hatte mich ernst gescholten und ich konnte lachen, übermütig lachen. Sie sprach mich oft helgoländisch an und glaubte so mich necken zu können. Diese Sprache kam mir, von ihren Lippen gesprochen, so weich und einschmeichelnd vor. Da bat ich sie um ein Gedicht in ihrer Muttersprache. Bevor sie, kurz

nach Mitternacht, mit ihren Eltern nach Hause musste, drückte sie mir mit leisem Beben ein Kärtchen in die Hand, darauf einige Zeilen geschrieben standen. Dann schüttelte sie mir mit frohem Lachen die Rechte und floh mit gazellenleichtem Schritt durch den Saal. — Ohne sie litt es mich nicht mehr länger beim Tanze.

Nun lehnte ich draussen am Falm und las jedesmal, wenn das weisse Strahlenbündel des sich immerwährend drehenden Lichtes im Leuchtturm über das Unterland und das Meer huschte, Zeile um Zeile, und las zum vierten und fünften Male, bis ich sie so verstand, als hätte ich nie anders als in dieser Sprache geredet:

Lütl Fommel komm
wons doat to me,
Do bis de bas up Lunn.
Ik bin doch so verlewt
um de; komm doat
un do me de Hunn.

Erst als ich durch einen plötzlichen Schlag auf die Schultern aus meinem Sinnen aufgeschreckt wurde, erkannte ich meine Reisegefährten, die bis gegen die dritte Morgenstunde getanzt hatten. Nun fluchten sie auf gut schweizerdeutsch über meine Rücksichtslosigkeit, einfach fortzulaufen ohne etwas zu sagen. Als sie mich dann fragten, ob ich überhaupt den „Rîl", das ist der helgoländische Nationaltanz, gesehen hätte, meinte ich:

„Gewiss! aber schön sind diese hüpfenden Bewegungen nicht, so leicht und anmutig die Helgoländerinnen sonst den Walzer tanzen mögen. Vielleicht wenn meine....."

„Mach doch fertig," drängten sie nun neugierig geworden. „Wer ist diese ‚meine'?"

„Niemand!" war meine Antwort.

Da lachten sie mich weidlich aus und erklärten mich für verliebt bis über die Ohren. (Fortsetzung folgt.)

— — — — — — — — — — — —

Der schauerliche Fund.*

Um den sengenden Sonnenstrahlen des heissen Sommertages zu entfliehen, ziehen unserer zwei den dunkeln Wäldern des Jura zu. Kein Wölklein trübt das blaue Himmelszelt, unter welchem alles wie ausgestorben in schlaffer Ruhe verharrt. Der sonst so üppig grünende Rasen unserer Wiesen brennt in der unausstehlichen Mittagshitze an und statt der sprudelnden Fluten des Dorfbaches sehen wir das trockene mit aufgeschwemmtem Schlamme gefüllte Bett. Der muntere Gesang der Vögel verstummt. Nur die heiser klingenden Töne der die zwölfte Stunde verkündenden Glocke des nahen Kirchturmes unterbricht die träge Sonntagsstille.

Wir erklimmen auf einem steilen Fusswege den schattigen Abhang des „Riesenhubels“ und gelangen keuchend in den sogenannten „Bergweg“. Hier ruhen wir einige Minuten, trocknen unsere in Schweiss gebadeten Gesichter ab und nehmen mit neuem Eifer den holperigen Weg unter die mit Hühneraugen (von der Erstürmung des Longhino herrührend) geplagten Füsse. Am „Schauburger Gätterli“ vorbei und die mit Schutt bedeckten Mürren hinauf geht unser langsame Marsch. Schon wollen die wunden Füsse streiken; aber auf dem Bergsattel angekommen, verdoppeln wir unsere Schritte und warum wohl? Das Althüsli bietet

* Auf ausdrücklichen Wunsch des Verfassers aufgenommen. (D. Red.)

uns erfrischende Milch in Menge. Doch weder Kuh- noch Geissenmilch, sondern schwarzbraune „Juckermilch" wird getrunken.

Mit Kegelschieben wird vielleicht
Die Zeit des Nachmittags verscheucht?

Nein, wir klettern neugestärkt über den felsigen Bergrücken und kommen um zwei Uhr auf der ausgedehnten Hasenmatte, dem Zielpunkte unserer Reise, an. Welch' unbeschreibliche Pracht erschliesst sich hier auf einmal unserm Auge! Im fernen Westen spiegeln sich drei Seen im blinkenden Sonnenscheine und die Aare schlängelt sich gemächlich und in vielen Windungen an unsern Blicken vorbei, um sich im Osten zwischen den bewaldeten Höhen des Niederamtes zu verlieren. Im Süden zeigen die mit ewigem Schnee bedeckten Berneralpen ihre von der Abendsonne vergoldeten Hörner und dazwischen hindurch gucken sogar die Walliser Bergriesen verstohlen hervor. Wie liegt doch das, mit wogenden Getreidefeldern und mit von bunten Blumen durchwirkten Wiesenteppichen geschmückte Hochland so wunderschön zu unsern Füssen! Wer möchte bei diesem überwältigenden Anblick nicht mit einstimmen in das begeisterte Lied:

O mein Vaterland, o mein Heimatland,
Wie so innig, feurig lieb ich dich,
Schönste Ros' ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem öden Strand.

Welcher ächte Schweizerbürger muss da nicht singen:

Werf ich ab von mir, dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland.

In solche Betrachtung versunken, verfliegen die Stunden gleich Minuten und die am Abendhimmel so

schwarz aufgestiegenen Gewitterwolken mahnten uns zu schleunigem Abstieg. Raschen Schrittes durcheilen wir die Bergweiden und bald nimmt uns ein schattenspendender Buchenwald auf. Fröhlich jauchzend verlassen wir den Weg und hüpfen über Stock und Stein die Berghalde hinunter. Schon hören wir das dumpfe Rollen des Donners. Schon fährt ein kalter Westwind durch die dichten Zweige und einige Tropfen fallen, als plötzlich mein Begleiter anhält und spricht: „Horch, wer summt am Bach — da drüben?“ Ich atme nur schwer und folge dem keck Vordringenden angsterfüllt durch das hohe Gebüsch, von welchem immer deutlicher das schwirrende Geräusch von Fliegen oder Bienen erkennbar wird. Jetzt sind wir in dunkle Nacht gehüllt. Ein starker Gewitterregen überrascht uns. Von der Wucht des heulenden Wirbelwindes erfasst, krachen und stürzen die Baumkronen rings um uns herab. Mächtige Donnerschläge verhallen in den zackigen Felsen. Ein greller Blitz durchzuckt die Luft und was schauen wir! — Ein grüner Rasen, drauf eine schreckliche Gestalt und alles ist wieder im Dunkel verschwunden. Erschreckt und zitternd, nicht wissend, ob wirkliche Phantasiegebilde vor uns auftauchen, umschlingen wir uns. „Wer stört mich hier?“ tönt es grausend aus den entfesselten Fluten des Baches. Und von einem zweiten Blitzstrahl schrecklich beleuchtet, hängt scharf umgrenzt an langem Stricke ein schwarzer Leichnam vor uns.

Fort eilen wir mit verstörtem Sinn,
Ein jeder will fliehen und weiss nicht wohin,
Das drohend Gewitter, die Regentrauf,
Sie halten uns Flüchtige nimmer auf.
Uns ist es als käm ein Gespenst daher
Und wollte ergreifen uns, ohne Wehr.

Ueber Weg und Steg wollen ohne Besinnen
Wir fliehen, dem Traumbild zu entrinnen.
Der Wald verschwindet, das Dorf beginnt,
Hu wie der Schweiss von der Stirne rinnt,
Bleich und sprachlos, des Atems benommen,
Sind wir durchnässt nach Hause gekommen.
Des andern Tages wird's überall kund,
In allen Dörfern in der Rund,
Dass droben am schaurigen Lochbachrand,
Man die Leichenrest' eines Mörders fand. **Selz.**

Keine Rosen ohne Dornen.

10 Uhr donnert's am Münster zu Solodurum. Drei Gesellen verlassen das bekannte Gässchen, das in letzter Zeit ein wichtiges Streitobjekt geworden ist. Nach Westen nehmen sie den Weg. Bekannte Grössen sind es nicht, mit Ausnahme des auf der äussersten Linken, der sich rühmt, Lieutenant des 4. Zuges der solothurnischen Armee zu sein. Strategisch ist er eine algebraische Null, taktisch kann er nicht Schritt halten; sonst im übrigen gehört er auch zu denen, die da sagen können:

„Der Chlaus isch nit so dumm, wie's Chappli schint." In der Mitte geht mit wuchtigem Schritte ein Rynchotier von einem Wachtmeister. Der letzte ist ein gewöhnlicher Füsilier. Unser Herr Lieutenant Henry will heute noch nach Lüsslingen. Dem düstern Walde geht es nun entgegen und da kann man sehen wie Herr Lieutenant Henry und Wachtmeister Leny um ihre Angst zu verbergen, sich am Rocke des Füsiliers halten. Plötzlich schlägt es 10 $^1/_2$ Uhr und der Wachtmeister muss abschwirren, denn er muss,

um irgendwie ein anständiges Nachtlager zu bekommen, vor ihrem Prinz zu Hause sein. Er wird mit Verdacht entlassen.

Die zwei andern schreiten rüstig vorwärts und da Herr Lieutenant Henry vor dem Füsilier nicht klein erscheinen will, geht er nun voran. Von weitem schimmert schon das Licht des ersten Hauses, aber plötzlich, o Graus, sieht sich der Füsilier allein. „Ein Zündholz", tönt es plötzlich aus einem Graben herauf. Ach, armer Lieutenant, so nah am Ziele und so tief gesunken. Nach einigen Minuten ist unser Lieutenant wieder seetüchtig und weiter geht es nun. Nun, was ist das! Wieder dasselbe Geräusch. Henry ist wieder im Sumpf.

„Ach es ist im Leben hässlich eingerichtet, dass bei den Rosen gleich die Dornen stehn." Die Rose winkt von Ferne und die Dornen wie schmerzen sie den Lieutenant. „Nur die Hosen nicht verrissen, sonst musst du morgen notwendigerweise krank sein, bis sie wieder geflickt sind," ruft unser Füsilier Henry zu. Jeder ist glücklich, wann er gelandet und Lieutenant Henry auch. Sein gerettet Leben verdankt er dem Füsilier. Endlich war Lüsslingen erreicht und dort wurde dem Ideal unseres Abenteurers ein Ständchen gebracht; dies natürlich alles hinter dem Rücken seiner Germanin auf der türkischen Burg Viktor Hügi.

Auf der Landstrasse ging es nun wieder Solothurn zu. Unser Füsilier hatte sich eine Lehre daraus gezogen:

Zweimal öffnet sich die Akazienblüte,
Zweimal fällt des Tags der Tau,
Doch Henry's Herz
Erschliesst sich hundertmal der Liebe. **Malz.**

Mary's Augen.

Novelle von Henry Balz.

(Fortsetzung.)

Nach dem Nachtessen sass Fritz Bolder auf der Terrasse vor dem Hotel. Die untergegangene Sonne beleuchtete noch am westlichen Horizonte einige Wölklein, die in rosiger, gelbroter Farbe strahlten. Bolder betrachtete dieses Abendrot mit künstlerischem Entzücken; die Farbe ging langsam in ein mattes Orange über, dann gelb und wieder strahlte der Abendhimmel in dunklem sanftem Blau. Dieser Farbenwechsel, das schnell verhuschende Gelb mahnte ihn an die seltsamen Augen, die er heute zum ersten Male gesehen hatte. Waren sie wirklich falsch? — Er starrte hinaus in die Dämmerung und suchte sich diesen wunderbaren Glanz, dieses sphinxenhafte Schimmern wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, er sah nicht mehr die dunklen Bergkolosse, die gespensterhaft in den schwarzen Himmel hinaufragten, er sah nur das dunkle Firmament, in welchem eben der erste Stern sein gelbes Licht erfunkeln liess. Da war es ja wieder, die geheimnisvolle Harmonie des schwarzen Augensternes und das plötzliche Aufleuchten, gerade so war es gewesen wie er es jetzt am Himmel gesehen hatte, gerade so —

— — — — — — — — — — — — —

Bei Sonnenaufgang war Fritz Bolder schon an der Arbeit. In einer Wiese, die mit duftenden Blumen übersät war, hatte er seinen Sitz aufgeschlagen und malte eifrig an einem Bilde, das vor ihm auf einer kleinen Staffelei stand. Es war die schmucke Kirche, die er sich zum Modelle genommen hatte. Er hielt einen Augenblick im Malen inne und dehnte seine Glieder, die von dem Sitzen auf dem niedern Feld-

stühlchen müde geworden waren. O wie schön ist es doch in früher Morgenstunde in der freien Natur draussen die Gegend zu bewundern. Wolkenlos wölbte der Himmel seine blaue Decke über das einsame Bergtal. Nur dort hinten am Dent du Bourgoz hing ein kleines weisses Wölkchen, das sich wie verzweifelt um seine Existenz kämpfend an der Bergspitze festhielt, aber doch schliesslich von den siegreichen Sonnenstrahlen in blaue Luft aufgelöst wurde. Dort um die jähen Felsen kreiste ein Adler in majestätischem Fluge, als wollte er seine Burg vor jedem unberufenen Besucher beschützen. Ganz unten im Tale brauste der Bergbach, sonst hörte man keinen Laut. —

Bolder warf sich ins Gras und träumte. Er dachte nicht mehr an die seltsamen dunklen Augen von gestern, er sah andere, sanfte blaue, die ihn so vergissmeinnichttreu anschauen konnten. Wie werden sie ihm entgegenlachen, wenn er sie wieder sieht, er freut sich auf das Wiedersehen wie ein Kind. Es gehen ja nur noch drei Tage, dann ist er in Adelboden, wo seine junge Braut auf ihn wartet.

„Das ist aber noch gar nicht fertig", tönte plötzlich neben ihm eine helle Stimme. Der Maler sprang verwirrt auf und sah neben seinem Bilde jenes Mädchen von gestern, Mary. Sie kehrte ihm nun ihr fröhliches Gesichtchen zu und wieder trafen sich ihre Blicke, gerade so wie gestern. Wieder überhuschte das seltsame Gelb ihre weichen dunklen Augensterne. Bolder wurde verwirrt.

„Nein", antwortete er, „aber ich werde mich beeilen, um heute morgen wenigstens die gröbern Umrisse noch auf die Leinwand zu werfen."

Er setzte sich an seinen Platz und machte sich daran, weiter zu malen. Sie blieb neben ihm stehen

und sah ihm mit kindlicher Neugierde zu, wie er die Farben mischte und sie mit kundiger Hand auftrug.

„Sind Sie schon lange hier", fragte er, nur um das ihm etwas peinlich gewordene Schweigen zu brechen.

„Seit letzten Montag, also erst vier Tage, aber es ist mir schon so schrecklich langweilig vorgekommen, dass ich einfach fortgelaufen wäre, wenn nicht Sie gerade im letzten Augenblicke gekommen wären. S'ist auch gar einförmig hier, wo man keinen anständigen Menschen zu Gesicht bekommt."

„Sie halten mich also für einen anständigen Menschen?" scherzte er.

„O ja, zwar gestern sahen Sie schrecklich böse drein, so dass mir fast Angst wurde."

Bolder lächelte und sah zu ihr auf. Die samtenen Augen ruhten so weich in den seinen, dass ihm ganz wohl wurde bei ihrem Glanze. Er lächelte und erzählte ihr offen, dass er wegen ihr gestern so schlechter Laune gewesen sei. Ihr silberhelles Lachen tönte ihm heute so lieblich in den Ohren, es dünkte ihn nicht mehr Kirchenschändung, sondern frommer, reiner Engelsgesang. Es schien die ganze Gegend zu verschönern.

Sie lachten und plauderten bis die Sonne schon fast auf ihrem Höhepunkte angelangt war, dann schlenderten sie langsam dem Hotel zu. Beim Abschiede drückten sie einander die Hände, als wären sie schon lange die besten Freunde gewesen. Sie eilte hinein und sah sich noch einmal lachend um, ihre Augen leuchteten, wieder überzog sie der gelbliche Schimmer, das sphinxenhafte. (Schluss folgt.)

Zum 1. August.

Wie herrlich strahlt im Abendglanz
Der majestät'sche Alpenkranz!
Die Gipfel umhauchet von rosigem Schein,
Die glänzenden Firnen, so licht und so rein.

Die Dämmrung sinkt hinab ins Tal.
Nur noch ein letzter Sonnenstrahl
Vergoldet die Spitzen, beleuchtet die Höhn.
Wie ist die Natur doch so hehr und so schön!

Da tönt von ferne Glockenklang.
Es klingt wie heller Vogelsang
Hinauf aus der Tiefe, zum Himmel empor,
Der Glocken und Glöcklein gewaltiger Chor.

Es grüssen von dem Alpenwall
Die Flammenzeichen in das Tal,
Von allen den Bergen, da strahlen so hell
Wie funkelnde Steine, die Feuer so grell.

Hier oben in dem Reich des Aar,
Da steht der kräft'gen Sennen Schar
Mit trutziger Stirn und mit markigem Arm
Sie schütteln einander die Hände so warm.

Stumm blicken sie einander an,
Die Alt und Jungen, Mann für Mann.
Sie stehn und geloben beim ewigen Gott
Einander zu helfen in jeglicher Not.

Sie schwören zu werden stark und frei,
Zu bleiben einig stets und treu,
Zu sterben für Gott und das Vaterland.
Heil dir, o du herrliches Schweizerland!

Minus.

Vereinsbummel vom 11. Juli 1904.

„O Herrgott isch das ne Plag! Kaum fünf Stunden geschlafen und schon wieder auf die Hinterpfoten. Es ist beinahe nicht zum Aushalten", so mag wohl dieser und jener am Morgen des 11. Juli gemurmelt haben, als er sich um 5 Uhr beim Baseltore einfinden sollte. Nur langsam rückten sie an, die 25 Mann. Natürlich wie gewohnt; bis so ein Phlegma, ein Morat und eine Julia es für nötig halten, aufzustehen, muss die Sonne schon ziemlich heiss brennen und ihnen den Aufenthalt auf dem Stroh unangenehm machen. Um 5 1/2 Uhr waren wir im stande, der Musenstadt den Rücken zu wenden. Welche angenehme Erfrischung, am Morgen zu wandern. Nicht nur wir Wengianer, sondern auch Flamingos „Böhnli" und Duck's Gemahlin wissen, wie es am Morgen schön sein muss; nicht vergebens haben sie sich im „Vögetz" uns in den Weg gelegt und ich würde Flamingo ganz entschieden anraten, das nächste Mal den Schwanz zu bilden, damit dieses gernküssende Archivarlein ungestört ist. Lustig schlenderten wir durch den Stadtwald. Während des Marsches wusste dieser und jener Fux einen Witz, der wohl manchem Inaktiven ein lautes Lachen entlockt hätte. Hin und wieder ertönte die Katerstimme eines schwachen Burschen: „Fux, dr Chittel trage." Beim Verlassen des Waldes setzte uns die Sonne schon ziemlich tüchtig zu; allein das konnte die schlaftrunkenen Aeltern unserer Verbindung nicht vom Kirschenfrevel abhalten.

In kurzer Zeit erreichten wir das Dorf Balm, in welchem von einigen Füxen des durstigen Magens anfangs gedacht wurde, um alsdann mit mehr Mut und Ausdauer den Balmberg zu erklettern.

Mit einer fast beängstigenden Stimme empfingen uns die Dohlen am Fusse der Balmfluh. Haben sie sich vielleicht wegen einigen Bleichgesichtern unserer Gesellschaft aufgeregt? Zwar zu verwundern wäre es nicht.

Mit ungleicher Schnelle langten wir auf der Höhe des Berges an. Während sich einige im Hotel Balmberg der Kaffeesauferei hingaben, krochen die beiden Käsereikostgänger mit ihren leeren Mägen nur langsam den Berg hinauf; der eine gab als Entschuldigung sein Fuss-, der andere sein Magenbrennen vor. Schade, dass man da nicht hinauffahren kann! Nicht lange war es uns vergönnt, auf diesem Schnäggehübeli die reine Luft und die prachtvolle Aussicht zu geniessen. Alles drängte zum Abschied, alles wollte Stoff; denn hier oben ist's bei kleinem Beutel nicht gut zu leben.

Auf ziemlich steilem, in Zickzack sich windendem Wege stiegen wir hinunter nach Welschenrohr. Auf den Rat eines schrecklich religiösen Burschen wurde das Nestchen ohne Kantus begrüsst, da er glaubte, wir könnten dem Pfäffchen die Leute aus der Kirche entreissen.

Nicht lange wurde Bastis Heimat bewundert. Wer wollte auch an diesen Miststöcken, die nicht nur an der Strasse, sondern eher in derselben sich befinden, Gefallen finden. Vielmehr spähte man nach dem Wirtschaftsschilde des „Rössli."

Potz cheib, wie het de Wirt ä Freud gha, wo mir si zue n'ihm cho!

Bald hatte ein regelrechter Frühschoppen seinen Anfang genommen. An vier Tischen gruppierte sich die fröhliche Jungmannschaft mit dem Prinzíp, seinen Tisch mit möglichst vielen Flaschen zieren zu können. Hin und wieder verlangte ein Tonkünstler Silentium,

um einem ausrangierten Klim-Klam schaurige Töne zu entreissen. Besonders frech waren jene Füchse, die Colloquium verlangten, um die geschmuggelten Bierflaschen in stiller Zurückgezogenheit auf Nr. 100 ihres Inhaltes zu entleeren und um diesen in ihr Bierreservoir einzupumpen gemäss § 49: die Schlauheit eines Fuxen wird nach der Anzahl der von ihm abgefassten Biertöpfe beurteilt, Ohrier merke dir's!

Nachdem der Säckelmeister „Algo" Pi's Onkel berappt hatte, wurde der Marsch nach Herbetswil angetreten.

Im Unterdorfe hatte unser F. M. das Vergnügen, von einem sehr dämlichen Fux in einer „Mistbähre" herumgestossen zu werden, was dem erstern eine Freude war, das war dem letztern eine gewaltige Plage. Die Folge dieser Mistfahrt war, dass der F. M. ganz einem Stallknecht ähnlich aussah und dass der verkrachte Duck nachher die Ehre hatte, denselben wieder so herzustellen, dass der Fux sich seiner nicht zu schämen brauchte.

Auf dem Wege nach Herbetswil hatten wir die Gelegenheit, eine Nymphe in der Dünnern baden zu sehen, was gewissen Leuten, wie z. B. unserm Sumpfvogel beinahe das Augenlicht raubte. Nach einem Marsche von 1 Stunde erreichten wir unter brennenden Sonnenstrahlen und fortwährender Qual der Bremsen die Residenzstadt des Tales, Herbetswil. Wie gewohnt, so waren auch hier die ersten Fragen: „Wo isch e Pinte?" Nachdem der eine seine alte Liebe, der andere sonst jemand Bekanntes aufgesucht und nachdem sich dieser durch Abliegen, jener durch Baden erholt hatte, war es möglich, eine Kneipe abzuhalten. In diesem Dorfe haben wir zu unserer grössten Freude erfahren können, dass es hier Menschen gibt, die uns besser

gesinnt sind, als manche Leute in der Stadt, indem sie hier die Arbeit des Quästors übernahmen.

Ganz besonders meinte sich der h. B. C., dass er allein zum schwarzen Kaffee eingeladen wurde. Allein die Schlauheit verlässt den Fuxen nicht. Wenn es ihm auch nicht vergönnt worden war, mit der Noblesse zu trinken, so verstand es doch einer, zwar nicht im Zimmer, aber doch in der Küche neben der Kirschflasche auch seinen Kaffee zu trinken.

Nicht nur die Kneipe wurde bezahlt und der Kaffee serviert, sondern auch ein Wagen wurde uns zur Verfügung gestellt, der uns bis nach Balsthal bringen sollte.

Es war gut, dass die Kneipe um 1 Uhr fertig war, da bereits mancher ans Mittagsschläfchen dachte.

Nachdem sich der h. B. C. wieder zu den Füchsen gesellt hatte, wurde unser, von zwei Pferden gezogene Wagen bestiegen und unter einem kräftigen Kantus das Dorf verlassen und nach Matzendorf an das Schützenfest gefahren. Nicht allen hat der dortige Biertisch gefallen. Man verschwindet eben unter einer solch grossen Menschenmenge. Eine besondere Freude machte uns a. H. Cueny v/o Streck, gegenwärtig Musikdirektor von Welschenrohr, indem er sich an unsere Tafel gesellte und ein wenig mit uns fröhlich war. Wie wir mit Gesang in das bekränzte Festdorf einfuhren, so verabschiedeten wir uns wiederum mit Gesang von ihm.

In raschem Tempo gings auf der staubigen Landstrasse gen Balsthal. Zu dichten Wolken tat sich der aufgetriebene Staub hinter dem dahineilenden Wagen zusammen, was besonders die hintern Eckmänner erfahren mussten, indem sie völligen Schneemännern ähnlich sahen.

Ganz bedeutendes Aufsehen erregte unsere Schar in Balsthal, als wir hier mit Sang und Klang zum ge-

schichtlich berühmten Gasthof zum „Rössli“ einkehrten. Kaum abgestiegen, so glaubte das Präsidium dazu berufen zu sein, uns von der Treppe, ähnlich wie anno 1830 Herr Joseph Munzinger, eine Pauke zu schwingen. Auch wurde eine Kni-Kna-Kneipe installiert.

Besonders ruppig haben sich da wieder zwei sehr nette Burschen, nette natürlich, wenn sie den Kopf nicht hätten, aufgeführt. Bald hatten sich diese zwei derart in die Kellnerin verkracht, dass sie nicht nur freundlich mit ihr sprachen, sondern dass sie vielmehr die Kellnerin total abküssten, da der eine glaubte bei Morat, der andere bei Eberle zu sein. So ungehobelt getraute sich kein Fuchs in einer Wirtschaft aufzutreten; allein „frei ist der Bursch“ singen sie.

Was das Präsidium auf der Stiege gesprochen hatte, wiederholte uns ein redeschwangerer Bursch an der Biertafel. Gott sei dank, dass er sich bald niedersetzte und wir gruppenweise abziehen durften. Rechtzeitig versammelten sich die einzelnen Gruppen auf dem Bahnhofe in Oensingen, um mit dem Zuge die Büffelstadt zu erreichen.

Ein grosses Aufsehen erregte der kleine Professor Duck durch seinen Senf auf dem Bahnhofe; letztern hat er dann während der Fahrt vor die Wagentüre niedergeschlagen, so dass man nicht wusste, ob dieses Kind da „über d'Hose isch oder nit.“

Um 8 1/4 Uhr langten die müden Wanderer in der Kantonshauptstadt wieder an.

Lange wird uns dieser Bummel in Erinnerung bleiben und mancher wird später an die lustige Breakfahrt von Herbetswil nach Balsthal denken. **Nell.**

Die alten Brüder.

Novelle von E. H.

(Fortsetzung.)

Als der junge Falkensteiner erwachte und ans Fenster trat, war es noch ziemlich früh, denn der Schlaf wollte nicht recht über ihn kommen. Verlornen Blickes schaute er über Garten, Wiesen und Hügel hinweg gen Süden, er gedachte seiner lieben Kleinen, die hinter jener Kette seiner wartete. Plötzlich blieb sein Auge auf einem Pärchen haften, das am Gartenzaum in eifriger Unterhaltung war. „Ottowakar" rief der Beobachter erstaunt. Ja er war's und ein hübsches Kind mit lachenden Augen, rotem Mund und perlweissen Zähne so nahe bei ihm. Er streichelte der Schönen die feinen Wangen und küsste sie.

Nach einem reichlichen Mittagsmahl führte der Hausherr die Gäste in eine grosse Kammer und liess sie verschiedene Jahrgänge des herrlichsten Kirsches kosten. Dann nahmen sie Abschied.

Cornelius und sein Bruder begleiteten sie. Man sprach von der Hauptstadt Solodurum. Flick, welchen der Vater einmal auf einen Markt dorthin mitgenommen hatte, schilderte gar prächtig das Aussehen dieser grossen Stadt mit den dicken Mauern, vielen Türmen und grossen Glocken. „Wir wollen sie auch sehen," riefen die andern und gleich schlugen sie die Richtung der Stadt ein. Cornelius und Flick unterhielten sich laut über Politik und suchten ihren Worten durch heftiges Gestikulieren Nachdruck zu verleihen. Die zwei Jüngern indes schienen ein besonderes Thema zu behandeln, indem sie nur vorsichtig flüsternd zu einander sprachen. Ottowakar vertraute nämlich seinem Kameraden sein Liebes-

verhältnis zu der schönen Amalia an, und errötete nicht wenig, als ihm dieser entdeckte, alles schon zu wissen, weil er sie heute belauscht habe. Als Gegenstück tischte der Falkensteiner, später Edgar benamst, seine Amorabenteuer auf, und die beiden lachten herzlich übereinander.

In Rosinental lebten Anverwandte der Dornecker und da es bereits Abend zu werden begann, suchten sie den Hof auf um dort die Nacht zuzubringen. Ottowakars Muhme liess es an nichts fehlen, die Gäste flott zu bewirten. Bis spät wurde am Herd gesungen und erzählt, und Edgar verliebte sich fast in eines der schönen Bauernmädchen.

Kurz nach Sonnenaufgang befand sich das Vierblatt schon auf der Höhe des Weissensteins und bewunderte die Aarestadt drunten, die so friedlich und stolz dalag. Ein dumpfes, schweres Geläute liess sich vernehmen, und Flick erklärte feierlich, das seien die grossen Glocken des hl. St. Ursus.

Bevor man in die Stadt hinunterstieg, wollte man noch einen Frühtrunk in der Sennhütte holen. In der grossen Küche sass am Tische ein kleiner Knirps, der den Knechten und Dirnen einen Vortrag hielt. Alles erschrack als die vier eintraten und der jugendliche Referent fuhr blitzschnell in die Höhe. Er grüsste mit vielem Anstand die Ankömmlinge, erzählte ihnen, er komme von Solodurum, habe den Sonnenaufgang heute gesehen, sein Vater trage eine Brille und heisse Doktor, auch er wolle einmal so heissen, jetzt sei er auf einer Reise begriffen, um die jurassische Flora kennen zu lernen, er habe auch schon Latina studiert im Stift des Domes und habe daheim einen Hund, der Hektor heisse und an einer Kette angebunden sei.

Cornelius, der auch schon in einem Buche seines

Vaters lesen konnte, zeigte nun auch, dass er etwas wusste und hielt eine grosse Rede von der Katze daheim, wie diese die Spatzen fressen könne.

Der schneidige Städter Carolus Fritz August von Eber gefiel den andern gut, besonders weil sein Vater eine Brille trug, und sie nahmen ihn auch in ihren Bund auf. Der Anführer Cornelius sagte, sie wollten ihn auf seiner botanischen Reise begleiten und schlenderten so die Bergkette entlang, dem Zoologen Disteln, Nesseln, Cluser Alpenrosen etc. zuschleppend. Zwei Tage waren sie schon so vorgedrungen, als sie auf dem Born bei Olten von einer Schar räuberspielenden Jungen angegriffen werden. Ein verzweifelter Kampf wogt hin und her, schliesslich bleiben aber die fünf Verbündeten über die zwanzig Angreifer Sieger. Die Schar hatte sich geflüchtet, ihren verwundeten Häuptling feige im Stiche lassend. Der kleine von Eber macht sich eifrig um ihn zu schaffen und auch die andern flössen dem Blutenden Balsam ein bis er wieder stark ist und kampfesfähig. Er gibt sich als Nobertus Brutus Schilz aus und wird als sechster in den Bund aufgenommen.

(Schluss folgt.)

Von unsern a. H. a. H.

Meinrad Gschwind v/o Mars, patentierter Chemiker hat von der Universität Lausanne den Doktortitel der Philosophie erhalten. — Unsern herzlichsten Glückwunsch!

* * *

Werner Klein v/o Storch hat an der Universität Zürich das Staatsexamen als Zahnarzt mit bestem Erfolge bestanden. — Bravo!

Otto Häberli v/o Schnepf hat an der Universität Bern das Fürsprecher-Examen als zweiter von zirka 30 Kandidaten bestanden. — Vivat floreatque!

Auch Hermann Gerber v/o Knebel hat an derselben Universität das Fürsprecher-Staatsexamen sehr gut bestanden.

Paul Andres v/o Dittes wurde vom eidgenössischen Polytechnikum in Zürich das Diplom als Landwirt erteilt.

Josef Herzog v/o Rapp hat an der Universität Zürich das Staatsexamen als Zahnarzt flott bestanden. — Wir gratulieren.

Julius Petitmermet v/o Singhales ist gut durch das Kreuzfeuer des Examens als Maschinen-Ingenieur gekommen. — Unsere Gratulation!

Hans Herzog v/o Choli und Walter Salchli v/o Spatz wurden vom Bundesrat zu Oberlieutenants der Sanität befördert.

Und — last not least — unserem lieben Arthur Vogt v/o Mutzli hat Gott Amor einen Besuch abgestattet; er hat sich nämlich mit Frl. Josephine Meier verlobt. — Dem werten Brautpaare auch von unserer Seite die herzlichste Gratulation!

Adressänderungen.

Eugen Bircher, cand. med., Spital Aarau.
Gustav Montandon, Ingenieur, Neumarktstrasse 3, Biel.

Als Manuskript gedruckt.

Druck der Zepfel'schen Buchdruckerei, in Solothurn.